

# Prof. Dr. L. W. Förster und die Erbsünde

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Pädagogische Blätter : Organ des Vereins kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz**

Band (Jahr): **15 (1908)**

Heft 1

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-524210>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

zitieren? Gewiß ist eine Vorbereitung und anschließende Protokollierung zusammen recht, vollwertig; aber das kurze Tagebuch allein ist weder eine Vorbereitung, noch ein Beweis für sie. Wer sich bisher im Sinne des ersten Botanten auf die Tagesarbeit rüstete, kann und mag auf diese Art weiterfahren; wer in gleicher Weise arbeiten will, mag aus freien Stücken den gleichen Weg einschlagen. Aber irgend welchen Zwang, der beim Tagebuch beginnt, anzuwenden, ist schon darum von sehr fraglichem Wert, weil diese knappe Form sehr leicht leere Form bleibt, zumal wenn man sie an eine bessere hätte tauschen müssen. Uebrigens sollte ein „methodisches“ Tagebuch auch irgend eine Spur von Methode oder methodischem Gang verraten; das ist bei dem Einliniensystem, das dem Inhaltsregister eines Schulbüchleins verzweifelt ähnlich sieht, nicht der Fall. Die methodische Ausbildung profitiert bei schärferem Zusehen nichts. — Dafür braucht es längeres Studium und event. ausführlichere Schreibung. Der erste Botant sagte ganz deutlich — wir haben es nicht überhört —, daß er gerne ausführlicher notieren würde; aber bei acht Klassen pro Tag, bei Korrekturen, Fortbildungsschule zc. sei ihm dies leider nicht möglich. Um so besser steht dessen kurzes Tagebuch im Kredit. Es ist aber auffällig, daß von keiner Seite der ausführlichen schriftlichen methodischen Präparation das Wort gesprochen wurde; vielleicht wollte die eine Seite nicht zu sehr belasten, die andere überhaupt nicht neue Lasten auferlegen. (Fortf. folgt.)

---

### Prof. Dr. F. W. Förster und die Erbsünde.

Den 3.—6. Juni 1907 fand in St. Gallen ein „schweizerischer Instruktionkurs für kirchl. Lehr- und Liebestätigkeit“ statt. Bei diesem Anlaß hielt Herr Pfr. Karl von Greherz in Winterthur ein Referat über den Konfirmanden-Unterricht. Ueber das Korreferat von Hrn. Prof. Dr. Fr. W. Förster zu dieser bedeutungsvollen Frage berichten die „Mitteilungen der schweizer. Kommission für kirchl. Liebestätigkeit“ unter dem 1. August 1907 nachstehende Zeilen:

„Korreferat des Herrn Prof. Dr. W. Förster in Zürich:

Der Korreferent Dr. Fr. W. Förster sprach zunächst auch seinerseits dem Referenten für den Ernst und den Wirklichkeitsinn seiner Darlegung den besten Dank aus. Ganz besonders einverstanden sei er mit allem, was über die Notwendigkeit konkreter Orientierung im Leben der einzelnen Konfirmanden gesagt worden sei. Gerade weil der Referent nicht an der Oberfläche geblieben sei, sondern den Kern des Problems

berührt habe, so sei es ihm eine Ehre und Freude, sich mit ihm in strittigen Punkten auseinanderzusetzen. Dahin gehöre in erster Linie das, was der Referent über die Ersetzung aller alten Dogmen durch eine durchwegs moderne Einkleidung des Evangeliums gesagt habe. Von einem neuen religiösen Genius sei gesprochen worden, der da kommen solle, um diese Aufgabe zu leisten. Dem gegenüber sei es seine Ueberzeugung, daß ein solcher Genius, der „himmlische Begabung“ mit tiefer Lebenskenntnis vereinige, gerade in den Dogmen die tiefste Interpretation der Erscheinung Christi und der Natur des Menschen wiederentdecken und daher diese Dogmen nicht abschaffen, sondern nur neu erklären und erleuchten werde. Ueberhaupt spiegeln die großen Grunddogmen des Christentums ja gerade den Eindruck wieder, den die Gestalt des Erlösers auf ganz geniale Persönlichkeiten gemacht habe. Und es sei kein Zufall, daß nach Jahrhunderten wieder ein großes Willensgenie von durchdringender Menschenkenntnis, Napoleon I., in der dogmatischen Darstellung Christi die allein „realistische“ Auffassung seiner Persönlichkeit gefunden habe in jenem bekannten Worte: „Ich verstehe mich auf Menschen, das könnt Ihr mir glauben: Jesus Christus war kein Mensch!“ So wie die Musik zum Texte als interpretierendes Element hinzukomme, indem sie das ausdrücke, was in Worte nicht zu fassen sei, so vermitteln uns auch die christlichen Dogmen das tiefere Geheimnis, das hinter den einfachen Berichten des Evangeliums stehe, und das die christliche Botschaft überhaupt erst aus einer bloßen Zeiterscheinung zur ewigen Wahrheit mache. Diese Geheimnisse seien dem Verstand gewiß ein Aergernis — der Tag aber, an welchem dieselben aus dem Christentum gestrichen und der platten Verständlichkeit geopfert seien, werde auch der Todestag der betreffenden religiösen Richtung werden. Das Tiefste im Menschen verlange nach dem Unbegreiflichen, Uebermenschlichen, nach dem, was den Menschen weit über sich selbst hinausreißt und eben darum in der Sprache des Geheimnisvollen zu ihm redet — und doch im Innersten „verstanden“ wird, sobald nur der Verstand erst zur Bescheidenheit erzogen und zum Bewußtsein seiner Grenzen gebracht sei. Darum müsse er, der Korreferent, auch ganz entschieden widersprechen, wenn Herr Pfarrer v. Greyerz die Vollkommenheit Christi gestrichen sehen wolle und sich dabei noch auf die Wissenschaft berufe, die doch mit ihren Organen diese Dinge gar nicht feststellen könne. Daß Christus auch Mensch gewesen, ja, daß die menschliche Natur in ganzer Fülle in ihm gegenwärtig gewesen sei, das behauptet ja doch auch das Dogma —; daß mit dieser Menschlichkeit nun auch die göttliche Natur vereinigt gewesen sei, das eben sei das tiefe

Geheimnis, das wissenschaftlich weder bestritten noch behauptet werden könne, sondern dem Menschen erst dann einleuchte, wenn er von der Tiefe der Selbsterkenntnis aus das Leben und Leiden Christi betrachte. Für die Pädagogik sei gerade die Vollkommenheit Christi unentbehrlich. Das Dämonische sei nur durch das Göttliche zu überwinden, die Elementarkraft des Natürlichen nur durch den vollendeten Geist — und zwar durch den verkörperten Geist. Gerade eine tiefere Pädagogik werde auf die ungeheuerere pädagogische Bedeutung z. B. des Dogmas der Inkarnation zurückleiten.

In der zweiten Hälfte seines Vortrages habe der Referent eine andere Grundfrage des Christentums angeschnitten, die pädagogisch von größter Bedeutung sei. Er habe betont, man solle in der Jugend nicht so sehr den Zwiespalt des natürlichen mit dem übernatürlichen Leben hervorheben, sondern vielmehr die von Jesus selbst gelehrt und gelebt Kindeseinfalt zum Ausgangspunkt nehmen. Er, der Korreferent, verstehe durchaus das Motiv dieser Stellungnahme: Pfarrer v. Greyerz wolle die Jugend nicht durch eine allzu düstere Betrachtung ihres Naturwesens entmutigen. Dies ist gewiß berechtigt. Denn es gäbe Pädagogen, die nur von der Erbsünde ausgingen und die anima naturaliter christiana gar nicht zu kennen schienen. Die gewiß notwendige Ermutigung, ohne die der Mensch überhaupt nicht handeln könne, dürfe aber keine allgemeine und unbestimmte sein, die ihm zurufe, daß er als Ganzes schon auf dem rechten Wege sei und ihn verhängnisvoll täusche über die tragischen Widerstände seiner eigenen Natur, — sondern es müsse eine wahrhaft präzise und unzweideutige Ermutigung sein, die ihm Mut macht, daß er von einer ganz bestimmten Seite seines Wesens aus, aber nur von dieser aus, zum Höheren kommen könne. Der Mensch sei ein solcher Wirrwarr widersprechender Tendenzen, daß kein Pädagoge im Ernst von einer paradiesischen Einheit ausgehen dürfe; Charakter sei Bestimmtheit, sei scharfe Zeichnung der Gegensätze, sei „Klärung der Situation“ in jeder Beziehung. Daher sei vom pädagogischen Standpunkte strengste Unterscheidung dessen, was führen solle im Menschen und was zu führen sei, eine unerbittliche Notwendigkeit. Auf dieser Notwendigkeit beruhe alles, was ein tieferes Christentum an Dualismus in sich enthält. Und er persönlich wolle immer noch lieber ein Manichäer heißen, als das nebelige Christentum des Herrn Müller akzeptieren. Im Referate des Herrn v. Greyerz sei ein unlösbarer Widerspruch. Er wolle die Kindeseinfalt auch als Fundament des Konfirmandenunterrichtes gewahrt sehen und erzählt uns doch selber von der merkwürdigen Unkindlichkeit der betreffenden Jugendjahre. Diese

Untindlichkeit aber entsteht (nach Ansicht des Korreferenten) gerade durch die Pubertät, welche die naive Einheit des Kindes mit seiner Natur zerstöre. Es sei aber gut und nötig, daß diese Einheit mit der bloßen Natur zerstört werde: der darauf folgende Zwiespalt müsse zu einer höheren Einheit emporleiten — zur Einheit mit den geistigen Idealen; — daß aber könne pädagogisch nur geleistet werden, wenn man schon dem jungen Menschen die tragische Schwäche und Unvollkommenheit der unerlösten Naturanlage zum Bewußtsein bringe: Im andern Fall bleibe der Charakter überhaupt in fatter Selbstzufriedenheit stecken, und eine ernsthafteste Selbstbearbeitung finde überhaupt nicht statt. Auch Christus habe nicht die einfache Kindlichkeit gewollt, die nichts als ungeweckte Natur und höchst unzuverlässig sei, sondern jene höhere Kindlichkeit, die den Versucher als solchen erkennt und sich reinlich von ihm getrennt hat. Er müsse zu seinem großen Erstaunen konstatieren, daß in dem ganzen Referate des Vorredners die christlichen Grundbegriffe „Erb-sünde“ und „Erlösung“ überhaupt keine Rolle spielten. Er aber könne sich ohne den fundamentalen Gedanken der „Re-generation“ überhaupt gar keine wahre Erziehung vorstellen. Daß Opfer auf Golgatha habe überhaupt keinen Sinn, wenn dem Menschen die elementare tragische Neigung seines Wesens — die Erbsünde — nicht grell zum Bewußtsein gebracht werde: erst in diesem Lichte erwachen und sammeln sich die höheren Seelenkräfte und be-greifen den „Erlöser“. —

## Die hl. Elisabeth von Thüringen.

### Lehrübung mit Schülern aus den Oberklassen.

(N., Lehrer in B., Midwalden.)

I. **Vorerzählen.** Der Lehrer trägt nach Ankündigung des Titels die Erzählung langsam, laut und deutlich vor, ohne sich slavisch ans Buch zu halten.

Elisabeth war die Tochter des Königs Andreas II. von Ungarn und wurde 1207 geboren. Im Hinblick auf ihre hohe Abkunft wurde sie in einem kostbaren Thronhimmel (einem mit Gold und Silber verzierten Lehnstuhle) zur hl. Taufe getragen. Als sie 4 Jahre alt war, erschien auf dem königlichen Schloße in Ungarn eine Gesandtschaft des Grafen Hermann von Thüringen. Sie bat feierlich um die Hand der jungen Elisabeth für den elfjährigen Land-grafen Ludwig. Nach Einwilligung des königlichen Vaters kam sie dann nach damaliger Sitte an den Hof des Verlobten, auf die Wartburg, und wurde hier erzogen. In einer durchaus weltlich gesinnten Umgebung betätigte sie aber von Anfang an eine streng kirchliche Frömmigkeit (in Nachahmung der Schwester ihrer Mutter, der hl. Hedwig), 1221 wurde sie mit Landgraf Ludwig IV. glück-